



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Deutsche Baukunst im Mittelalter**

**Matthaei, Adelbert**

**Leipzig [u.a.], 1918**

Außenbau

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-84652](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-84652)

wendung des Zirkels zu immer verzwickteren Formen. Weniger ein maßvoller, fein abwägender Geschmack tritt uns in diesem Maßwerk entgegen, als das Bestreben, sein technisches Vermögen in der Darstellung schwieriger Durchdringungen von Profilen zu zeigen. Die Teilung der Pässe durch Fischblasenmuster und die Verwendung dieser flammenähnlichen Bildungen an allen möglichen Stellen hat dieser Formengebung den Namen stil flamboyant eingetragen. Bisweilen wurden auch Formen, die sich am Profanbau ausgebildet haben, in den Sakralbau übernommen. Das Gefühl für die Aufgaben, die einzelne Zierformen hatten, geht verloren. Sialen z. B., die mit ihren schlanken Spitzen eine aufsteigende Höhenachse abschlossen, werden geschweift und seltsam durcheinandergebogen und sogar geflochten. Ein charakteristisches Beispiel hierfür zeigt der Eingang des Münsters zu Bern.

Auch in der Verwendung des Formenschatzes tritt eine Änderung ein. Die Hochgotik duldet kaum eine unbelebte Fläche. Diese Architektur des 15. Jahrh. schränkt den Schmuck sehr ein. Der beruhigte Raumsinn hat nichts gegen breite, ungegliederte Flächen. Dafür wird der Schmuck durch Werke der Malerei und Plastik immer reicher. Epitaphien, Totenfahnen und Totenschilder werden an den Pfeilern aufgehängt, und eine Menge von Wandelaltären mit Tafelbildern oder plastischen Figuren ziert das Innere. Je mehr wir uns dem Zusammenbruch des mittelalterlichen Kultus nähern, desto üppiger und zahlreicher werden jene Schreinaltäre mit ihren auf Blau- oder Goldgrund leuchtenden, glanzgoldenen Figuren. Die Aufregung im religiösen Leben der Zeit tritt uns in diesen oft fabrikmäßig und hastig geschaffenen, meist wildbewegten figürlichen Darstellungen entgegen. Freilich fehlt es nicht an kostbaren, reifen Werken der Plastik, die sich in dieser Zeit aus der Abhängigkeit von der Architektur wieder befreit. Trotz der Flächen, die jetzt das Kirchengebäude im Innern wieder bietet, erlebt die Wandmalerei bei uns in Deutschland doch keinen Aufschwung. Das Interesse der Malerei richtet sich auf die Tafelmalerei. Auch die Gewölbekappen erhalten seltener einen malerischen Schmuck, da sie durch das zierliche Netzwerk der Rippen an sich schon belebt waren. Der Innenraum wird kahler und nüchterner im Gegensatz zur eigentlichen Gotik.

**Der Außenbau.** Dasselbe gilt auch vom Außenbau. Daß das ganze zierliche Strebewerk bei Hallenkirchen fortfällt, haben wir schon oben

gesehen. Sind die Strebepfeiler nach innen verlegt, so sieht man außen nur noch glatte, durch riesige Fensteröffnungen durchbrochene Mauern (Abb. 35). Die Bauten waren überhaupt in den meisten Fällen als Innenbauten gedacht und nicht auf Außenwirkung berechnet, zumal wenn die unteren Teile durch Anbauten und durch das nahe Herantreten der Häuserreihen verdeckt waren. Das Bestreben, dem wir heute begegnen, solche Kirchen freizulegen, entspricht daher weder den Absichten der Erbauer, noch würde es das Aussehen der Kirchen heben. Der Schmuck schränkt sich mehr und mehr auf Eingänge und Giebel ein. Daß man freilich auch hier noch von der Farbe stärkeren Gebrauch gemacht hat, als das heutige Aussehen vermuten läßt, ist sehr wahrscheinlich. Die Untersuchungen darüber sind noch nicht abgeschlossen. So viel aber steht schon jetzt fest, daß das ganze Mittelalter die Farbe im Außenbau sehr viel stärker verwertet hat, als man bisher annahm.<sup>1)</sup> Nicht bloß, daß man das Ornament durch Blau, Rot, Gold und Weiß hervorhob, man hat auch den Stein meist überstrichen. Bei sehr vielen Backsteinbauten läßt sich noch heute der Anstrich, auf dem die Fugen eingeritzt und weiß aufgezogen waren, nachweisen. — Auch die Behandlung des Daches wirkt im Außenbau plumper als in den Tagen der Hochgotik, wo es meist hinter einem Wald von Risen, Sialen und Baldachinen verschwand. Bisweilen deckt man alle drei Schiffe der Hallenkirche mit einem riesigen Satteldach ein. Wo man ein solches Riesendach vermeiden wollte, deckt man jedes Schiff für sich mit einem Satteldach ein, oder man legt nur über dem Mittelschiff ein hohes Dach an und läßt über jedem Seitenschiffjoch je ein Satteldach rechtwinklig zur Längsachse in das Hauptdach einschneiden. — Wenn so das Äußere nüchterner und kahler wirkt, so legt sich der ganze Eifer der Architekten auf die Türme, die zu schwindelnder Höhe zu führen der höchste Ehrgeiz war. In der Regel beschränkt man sich bei Neuanlagen auf einen Turm an der Westseite. Wo bei der ersten Anlage zwei Türme geplant waren, strebt man in dieser Zeit, diese durch Aufsetzen neuer, ursprünglicher nicht beabsichtigter, Stockwerke zu überhöhen. Selten ist man zum Abschluß gekommen. Ein klassisches Beispiel für die Turmbehandlung bietet ja

1) Vgl. die Untersuchungen von H. Phleps über die Fassade des Straßburger Münsters in der Denkmalspflege (Jahrg. 1909, S. 57, 104, 114). Vor der graugetönten Rückwand hob sich das filigranartige Maßwerk in Weiß, Rot und Gold ab.

das Münster zu Straßburg, dessen Nordturm mit seiner stalaktitenartigen Pyramide im 15. Jahrh. vollendet wurde. Man fühlt hier recht deutlich, wie die treibende Kraft nicht ein feines künstlerisches Abmessen gewesen ist, das den Turm als Teil ins Verhältnis zum ganzen Bau setzen wollte, sondern wie es die Architekten gereizt hat, ihre außerordentliche technische Leistungsfähigkeit zu zeigen, die es fertig brachte, in dieser schwindelnden Höhe ein konstruktiv so schwieriges Gebilde aufzuführen.

**Die Bauleute und das Bauverfahren.** Die mannigfachen neuen Züge im Bilde der Architektur des 15. Jahrh. werden uns erst ganz verständlich, wenn wir uns die Bauleute näher ansehen. Wie die Bürger als Bauherren jetzt stärker hervortraten, so lag die Ausführung durchaus in Laienhänden. Das war freilich schon lange der Fall.

Jetzt aber, im 15. Jahrh., war das Standes- und Selbstbewußtsein so weit gestiegen, daß man zu größeren, festeren Organisationen schritt. Noch in der Erfurter Hüttenordnung von 1423 ist nichts von einem allgemeinen Verbandsverbande gesagt. Aber am 25. April 1459 findet ein erster allgemeiner Hüttenstag für ganz Deutschland in Regensburg statt. Es wurde für alle Hütten ein bestimmter Gang der Ausbildung festgesetzt, und die Gerechtigten des ganzen Standes und der einzelnen Mitglieder in den verschiedenen Stellungen untereinander aufgezeichnet. 19 Meister unterschrieben das Protokoll, an ihrer Spitze Jost Dohinger von Worms, der Vollender des Straßburger Münsters, und Lorenz Spening, der Meister von Wien. Es finden dann noch eine Reihe ergänzender Hüttenstage statt, unter denen der von Torgau von 1462 für Norddeutschland wichtig geworden ist. Schließlich bestätigt Kaiser Maximilian I. am 3. Oktober 1498 die ganze Hüttenordnung, der er sich selbst „aggregieren“ ließ. Ganz Deutschland war in bestimmte Sprengel eingeteilt, an deren Spitze die Bauhütten von Straßburg, Regensburg, Wien, Köln und Torgau standen.

Aus der Regensburger Hüttenordnung erfahren wir den Bildungsgang der Steinmetzen. Sast noch als Knabe trat man ein, erlernte vom Meister oder Werkmann, oft der Sohn vom Vater, die Bearbeitung des Materials, die Formengebung, die Konstruktion, die noch auf Erfahrung beruhenden Grundgesetze der Statik und technische Kunstgriffe, die man sich anfangs bemühte, geheimzuhalten. Sünf Jahre diente man als Lehrling. Dann mußte man wenigstens ein